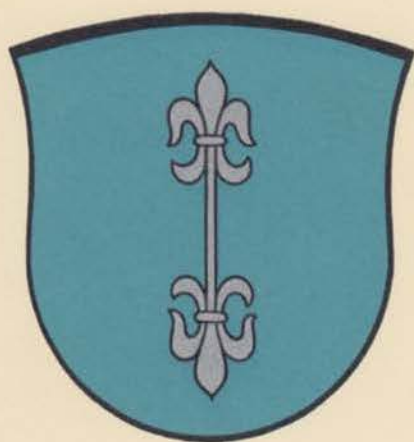


NEUJAHRSBLETT
VON DIETIKON
1967



Neujahrsblatt von Dietikon 1967

20. JAHRGANG

**Sagen, Sitten und Gebräuche
Dietikon und Umgebung**

VON KARL HEID

**Herausgegeben von der
Kommission für Heimatkunde Dietikon**

BUCHDRUCKEREI OSCAR HUMMEL DIETIKON

Sagen, Sitten und Gebräuche Dietikon und Umgebung

AUS DER FRANZOSENZEIT

Ewig gefangen!

Im Guggenbühlwald, nicht weit von Dietikon, ist eine unheimliche Stelle. Der mit dichtem Gestrüpp bewachsene Boden senkt sich muldenartig, und beim Betreten beginnt er ins Bodenlose nachzugeben. Es scheint, als liege eine verborgene Kammer oder ein unterirdischer Gang unter jener Stelle. Furchtlosen Knaben bereitet es seit jeher nicht geringen Spaß, den gruselig schwankenden Grund jenes Gebietes auszuprobieren; ja, ihre Streifzüge gelten daher öfters diesem Sumpfwald, den sie den «Gigeliboden» nennen. In besonders dunklen Herbst- und Winternächten gibt es aber auch Stunden, wo es nicht möglich ist, bis zu jener Stelle vorzudringen. Von ferne erkennt man dann hagere Gestalten, die traurig um ein flackerndes Feuer sitzen. Deutlich sieht man ihre Pelzmützen und ihre langen Bärte, die zerlumpte Uniformen und die schweren Ketten, die sie an den Knöcheln und an den Handgelenken tragen. Es sind dies die Geister all jener Russen, die der französische General Massena einst hier verborgen hielt. Immer wieder treffen sie heimlich zusammen, um ihr trauriges Schicksal zu beklagen. Den Sinn ihres Lebens versuchen sie zu verstehen, was ihnen bis zum heutigen Tage nicht gelungen ist.

DER REITER IM GUGGENBÜHL

Als im Kriegsjahr 1799 die Franzosen in unserer Gegend lagen, wurde im Guggenbühlwald nächtlicherweise nicht wenig Holz gestohlen. Trieben Einheimische oder fremde Soldaten diesen Frevel? Solches genau festzustellen

wagte damals in der allgemeinen Belagerung niemand. Gekocht und gebraten wurde zwar allenthalben, doch den Vorwurf, Holz gestohlen zu haben, wollte kein Franzose auf sich sitzen lassen.

Längst sind die französischen Heere fortgezogen. Unser schönes Limmattal liegt ruhig und friedlich ausgebreitet, und jene Soldaten sind bei Zürich, in Rußland oder bei Leipzig gefallen. Im Guggenbühl jedoch streiten die Diebe weiter um Holz bis auf den heutigen Tag. Wenn sich nämlich nachts ein Holzfrevler dem Walde nähert, so taucht im Westen plötzlich ein unheimlich rotglühender Reiter auf. Lautlos fliegt er am zurückweichenden Dieb vorbei und verschwindet im Osten. Hat sich der erschreckte Holzer erholt, und will er seinen Weg gegen den unheimlichen Wald fortsetzen, so bannt ihn die gleiche geisterhafte Erscheinung schon beim ersten Schritt aufs neue. So lange der Dieb sein böses Vorhaben nicht aufgibt, wiederholt sich die spukhafte Erscheinung des französischen Reiters, der unablässig lautlos auftaucht, vorbeifliegt und verschwindet, als ritte er beständig um den Guggenbühlwald. Es ist die verfluchte Seele des französischen Holzdiebes, die ewig nicht zur Ruhe kommen kann und nun, um den eigenen Frevel wieder gut zu machen, in jeder Nacht und bis in alle Ewigkeit das Holz im Guggenbühlwald beschützen muß.

In der Franzosenzeit waren auch in Oetwil Truppen einquartiert, und die Bevölkerung ergriff, je nach ihrer Sympathie, Partei für Freund oder Feind. Sogar innerhalb einzelner Familien ergaben sich verschiedene Meinungen. Heimlich soll der Müller namens Schmid dem französischen Posten mit einer Steinschleuder Nachrichten über die Limmat zugeschleudert und so zum Gelingen des Flußüberganges nicht wenig beigetragen haben.

DER FRANZÖSISCHE TAMBOUR

Als im September 1799 die Franzosen bei Dietikon über die Limmat setzten, schlug ihr Tambour einen Marsch. Jedes Jahr zur gleichen Stunde wiederholt sich dies, und man vernimmt dann in der Nähe der uralten Burgruine Schönenwerd gedämpfte Trommelwirbel und schaurige Klagerufe. Harte, unerbittliche Kommandoworte erschrecken jeden, der dann in dieser Gegend weilt, so daß er, von Angst ergriffen, ins Dorf zurückflieht.

DIE SCHAURIGE SEPTEMBERNACHT

Als einst des nachts in Höngg eine große Scheune niederbrannte, sah man sogar in Dietikon den unheimlichen roten Schein des riesigen Brandes und eilte neugierig nach Höngg zur Unglücksstätte. Auf dem Rückweg erzählte meine Großtante ihren Enkelkindern von der Franzosenzeit. Als die Wanderer in der nun stockdunklen Nacht der Limmat entlang schritten, hörten sie plötzlich in der Gegend der uralten, bereits zerfallenen Burg Schönen-

werd dumpfe Trommelwirbel. Wie sie näher zur spukhaften Gegend kamen, konnten sie ganz deutlich herzerreißende Schreie vernehmen und die französischen Befehle verstehen. Die Nachtwanderer wurden dermaßen von Angst und Schrecken erfaßt, daß sie umkehrten und auf einem weiten Umweg Dietikon erreichten, wo sie ihr Erlebnis der gesamten Nachbarschaft erzählten.

VOM FRANZOSENWEIHER

In den alten, stillen Zeiten, als auch das Limmattal noch von mancherlei dienstbaren Zwergen und Erdmännlein bewohnt war, staunten oft die armen Landleute über unerwartete Hilfe und vielerlei Wohltaten der so menschenfreundlichen, aber stets unsichtbar bleibenden Geister. Solange man ihnen am einsamen Fischweiher im Wilental zu hausen gestattete, bewahrten sie Mensch und Vieh der ganzen Gegend vor Unglück und Not und bewiesen so immer wieder aufs neue ihre Dankbarkeit. Wohl duldeten sie feierabends friedliche Landleute, die das Wilental betraten, führten aber gelegentlich Fischfrevler oder lärmend vorbeiziehende Rauf- und Trunkenbolde jämmerlich in die Irre und ergötzten sich an ihrer Angst und Not. Solch häßliche Ruhestörungen waren indessen so selten, daß die Zwerge sich dadurch keineswegs vertreiben ließen.

Dieser löbliche Zustand dauerte bis zur Franzosenzeit, welche 1798 den Lärm und das Unrecht des Krieges bis ins vergessene Wilental trug. Als der erste Franzose unsern Grund und Boden betrat, war es endgültig vorbei mit der guten alten Zeit, vorbei mit der scheinbar zeitlosen Ruhe am einsamen Waldseelein.

Es war wohl die erste Beleidigung der Ortsgeister, als diese fremden Kriegerleute ehrfurchtslos die schönsten und ältesten Bäume des Tälchens abholzten, um mit dem Holz ihr Lagerfeuer zu unterhalten. Dieser Frevel ärgerte die Heimatfreunde; am meisten aber war die Sippe der Erdmännchen erbost, die sich anfänglich verzweifelt zur Wehr setzte. Auf unerklärliche Weise verschwanden mehrmals nächtlicherweile die Wachtsoldaten, wenn sie durchs Wilental ihre Runde machten. Doch daran kehrte sich niemand. Mit viel Lärm und wüstem Gefluch wurden die Rosse im Seelein getränkt und im Abfluß geschwemmt. Den heißgeschossenen Lauf der großen Kanone kühlten die wilden Gesellen im frischen Wasser, und dieses selbst mußte ihnen zum Trunke dienen. Auch die Fische waren nicht mehr sicher. In der alten Zeit war nur jährlich einmal gefischt worden, für das Kloster Wettingen. Jetzt aber hatten die armen Tiere keine ruhige Stunde mehr, so wurden sie von den fremden Gästen gehetzt und verfolgt. Als eines Tages der «Spatz» der französischen Feldküche ausgeblieben war, gruben die Soldaten kurzerhand den Ausfluß des Seeleins ab, so daß der klare Spiegel sich langsam senkte und die Fische sich in einer schlammigen Ecke zusammendrängten. Die Franzosen hofften, sie hier mit Leichtigkeit fangen zu können, staunten aber nicht wenig, als plötzlich zwei der wildesten Krieger im Schlamm versanken

und nicht mehr gefunden werden konnten. Das war die Rache der Ortsgeister, die es nicht mitansehen konnten, wie sich die gesättigten Soldaten im Übermut die Fische an den Kopf warfen. Beim geringsten Mangel an Lebensmitteln aber bedrängten die Soldaten in unverschämter Weise die Bevölkerung und scheuten sich nicht, Gewalt anzuwenden. Eine Frau, die ihren Willen nicht sofort erfüllen wollte, erschossen sie kurzerhand. Dieses tägliche Unrecht verleidete den Erdmännchen den Aufenthalt am verschanzten See, wo nach und nach immer mehr Schanzen aufgeworfen wurden. Rache schwörend verließen sie die Gegend und kehrten nie wieder. In mondhellen Nächten geistern heute noch die verirrt und versunkenen Franzosen im Wilental. Es behauptet mehr als einer, schaurige Schreie im Wald gehört zu haben!

Die Franzosen und die Russen lagen einander an der Limmat gegenüber. Der französische General begab sich zum russischen nach Würenlos, um mit ihm etwas zu vereinbaren. Am Abend trat der nämliche russische General vor seine Soldaten und sprach zu ihnen: «Heute nacht und am folgenden Tag könnt Ihr noch ruhig schlafen; erst übermorgen geht es los!» Allein der Kampf begann schon am nächsten Tage. Also hat der russische General an seinen eigenen Soldaten den Verräter gespielt, indem er sie an die Franzosen verkauft hat.

In der Franzosenzeit ging's in der Schweiz bunt zu und her. In Dietikon holten die Welschen eine Glocke aus dem Kirchturm und versenkten sie in der Limmat. Später holten sie sie wieder herauf.

Einige Fäßchen voll Geld warfen in Dietikon die Russen in einen Jauchetrog, als die Franzosen vorrückten. Der Bauer, dem der Jauchetrog gehörte, hob später das Geld und wurde ein steinreicher Mann.

WIE DIE FRANZOSEN DIE LEUTE PLAGTEN

Wenn die Leute nicht gehorchten, wurden sie von den Franzosen geschlagen. Während der Nacht schliefen die Franzosen in den Betten der Dorfbewohner, und diese konnten zusehen, wie sie die Nacht verbrachten. Oben im Dorf Dietikon nahmen die Franzosen einen schönen Stier und töteten ihn mitten in der Nacht. Die Franzosen hatten auch kein Heu. Sie nahmen den Einwohnern einfach alles Heu weg und gaben es ihren Tieren. Das Heu wurde so knapp, daß die Dorfbewohner ihre Kühe mit gerätschtem Stroh und gar mit Brot füttern mußten.

Die Franzosen blieben so lange im Dorf, bis alles aufgezehrt war. Kein Brot und kein Geld war mehr vorhanden. Heute noch (1915) hat die Gemeinde Dietikon an den Folgen der Einquartierung durch die Franzosen zu

tragen; noch jetzt hat sie Schulden aus jener Zeit. — Auf dem Guggenbühl fällten sie die schönsten Kirschbäume, um die Kirschen besser pflücken zu können.

Die MUTIGE SCHMIEDIN

Im Dorfe Schlieren lebte ein wackerer Schmied und sein junges, sauberes Weib. Im Herbstmonate 1799 lagen die äußersten Vorposten der Kaiserlichen, also der Österreicher, nämlich Kroaten, im Dorfe. Ein solcher kroatischer Kornet näherte sich in unziemlicher Weise der Schmiedin, kam aber an die Unrechte; er wurde von ihr mit kräftigem Hiebe niedergeschlagen und blieb ohnmächtig liegen. Die Eheleute schafften den Mann auf die «Winde», denn sie fürchteten sich sehr vor seinen im Dorfe lagernden Waffengefährten. Zu ihrem Glücke drangen dann die Franzosen ins Dorf. Es entwickelte sich ein hitziges Gefecht, nach dem die Kaiserlichen gegen Zürich getrieben wurden. Von jetzt an hielten die Franzosen Schlieren besetzt; der Kornet, der sich erholt hatte, war ihr Gefangener. Da dieser wichtige Papiere an Erzherzog Karl auf sich trug, erhielt der «Citoyen Jean-Jacques, forgeron zu Schlieren», ein Schriftstück, das ihm zum Dank für die der République française une et indivisible geleisteten Dienste jeder Einquartierung und Kriegslast enthob.

VORÜBERGANG IM KLOSTER FAHR

Als am 24. Herbstmonat 1799 die Franzosen das Limmattal hinaufkamen, eröffneten sie vom linken Ufer der Limmat her auf das Kloster ein Geschützfeuer, das jedoch keinen weiteren Schaden anrichtete. Zum Dank für diese Bewahrung des Klosters ist jene Feier des «Vorüberganges» gestiftet worden. Dieser wird noch alljährlich am Eidgnössischen Betttag im Kloster Fahr abgehalten.

SAGEN UM DEN EGELSEE

Der langsam verlandende Egelsee wird noch heute von vielen Leuten für unergründlich gehalten; auch wird behauptet, er friere nie zu, obwohl dies schon öfters geschehen ist. Am Ufer des seltsamen Seeleins findet man Mauerreste, die von einer hier versunkenen Stadt herrühren sollen. Werfe man von diesen Mauerresten in den See, so steige er auf und überschwemme das ganze Land. Die vielen Blutegel im See sollen beweisen, daß hier früher viel unschuldig Blut geflossen ist.

Der Egelsee war früher doppelt so groß. Auf Befehl des Ritters sollte er gemessen werden. Aber, o weh! Da rief aus der Tiefe des Sees eine Stimme: «Mißt du mich, so friß ich dich!» Kaum war dies gesprochen, verschwand

das ganze Schloß samt Ritter in der Tiefe des Sees. Von diesem Augenblick an getraute sich niemand mehr, diesen See zu messen, wie tief er wäre.

Am Hasenberg liegt ein kleines Seelein, der Egelsee. Unmittelbar daneben erhebt sich ein steiler Hügel, auf dessen Gipfel eine düstere Zwingburg thronte. Der grausame Vogt quälte die Landleute mit Frondienst und nahm ihnen das Vieh vom Pflug weg. Die Bauern verfluchten daher den Vogt. Eines Tages stürzte die Burg samt dem grausamen Vogt und Burgherrn den steilen Hang hinunter und versank spurlos im See. Da atmeten die Bauern erleichtert auf.

In uralten Zeiten lebte auf dem Heitersberg ein stolzer Graf, namens Niko. Der war ein hartherziger Tyrann und peinigte die Bauern soviel er nur konnte, mit Frondienst und Abgaben. In einer Nacht versanken Schloß und Graf in den Boden. Über der Stelle entstand ein See, dessen Grund so tief in der Erde versunken ist, daß kein Lot ihn erreichen kann. Die Bauern haben bis heute einen Abscheu vor dem See, den sie verächtlich «Egelsee» nennen.

Der Raubritter auf dem Hasenberg soll Niko geheißen haben. In der ganzen Gegend wurde sein finsternes Schloß «Bauernweh» genannt, weil es den Bauern nur Weh und Jammer brachte. Täglich zog der Ritter mit großen Hunden und wilden Kriegsgesellen aus und kehrte erst am Abend mit schwerem Raub wieder ins Schloß zurück. Einst nahmen sie einem armen Bäuerlein die ganze Habe weg. Da kniete die Frau vor dem Ritter nieder und bat ihn, er möchte nur ein wenig Mehl und Milch für ihr krankes Kind lassen. Der Wüterich aber zog sein Schwert, durchbohrte die Frau, zündete das Haus an und sprengte mit der Beute davon. Da kniete der Mann mit dem kranken Kind im Arm vor dem brennenden Haus bei der Leiche der Mutter und rief zum Himmel empor, Gott möge sich des armen Volkes erbarmen und seinen Jammer beenden. Und siehe, in derselben Nacht zog mit Sturm und Blitz, Donner und Wolkenbruch ein solches Ungewitter daher, als ob der jüngste Tag erscheinen wollte. Am Morgen aber war das Schloß «Bauernweh» von der Höhe des Berges verschwunden, und an dessen Stelle, wo es in den Abgrund geschossen, war ein schwarzer, tiefer See entstanden, der bis zum heutigen Tag der Egelsee genannt wird.

Auf der Höhe des Hasenberges, wo sich jetzt alter Wald in dem gemiedenen Gewässer des kleinen Egelsees abschattet, stand früher einmal ein Schloß oder, wie andere meinen, ein Herrenkloster. Man nannte die Feste «Bauernweh»; ihr letzter Besitzer war Graf Niko. Der soll die Bewohner des benachbarten Reuß- und Limmattaes unbarmherzig bedrückt und ausgesogen haben. Seine Herrschaft reichte vom Schloß Schönenwerd bis nach Bremgarten und Baden, war aber eigentümlicherweise nur auf die Wochentage beschränkt. Wenn es am Samstag zu Mittag läutete, so war seine Macht gebrochen bis Montag zu derselben Stunde. Dieser grausame Herr schickte einen noch viel grausameren Vogt mit einer Schar von Knechten täglich durchs Land, um Zins

und Zehnten einzutreiben. Wer nicht sogleich bezahlte, den ließ er unbarmherzig in die Gewölbe seiner Burg werfen.

Als diese Gewalttätigen einst am Samstagabend aus dem Limmattal heimkehrten, sahen sie zu Kindhausen bei einer Witwe mit sieben Kindern noch Licht. Auch sie hatte aus Armut dem Vogt die geschuldeten Abgaben noch nicht entrichten können. Wutentbrannt rief der Wüterich: «Die Alte hier hat die Pacht vergessen! Nehmt ihren wertlosen Plunder als Ersatz!» Sogleich packten die Knechte Hab und Gut der Witwe zusammen und trieben sie samt den ihrigen aus. Nur eine Handvoll Mehl wollte sie noch mitnehmen zum Brei für ihr Jüngstes. Man riß es ihr aus dem Arm und warf es in das brennende Haus. «Nun braucht es keinen Brei mehr!» höhnte der Vogt und ritt hinweg. In ihrem Schmerz schrie die verlassene Mutter den Himmel um Rache an und stammelte: «Wenn nu de Dunner Di und Dini Burg in Boden ie verschlueg!» Noch in derselben Nacht erhob sich ein furchtbares Ungewitter; es regnete Blitzschläge auf das Schloß herab und unter langem Krachen versank es mit Mann und Maus hundert Klafter tief in den Abgrund hinein. Am folgenden Sonntagmorgen war ein dunkelblauer See an jener Stelle.

Von der Egelseesage sind noch viele Varianten im Umlauf. Immer aber ist der Graf streng, grausam, hart, tyrannisch. Bald reitet er durch reife Kornäcker, bald nimmt er den Bauern Hof und Vieh. Gelegentlich raubt er auch unschuldige Kaufleute aus. Mit dem Zehnten ist er nie zufrieden. Sollte sich ihm jemand in gerechter Auflehnung entgegenstellen, dann schreckt er vor dem äußersten nicht zurück. Eine bescheidene Bitte beantwortet er mit einem Peitschenhieb ins Gesicht, wenn nicht gar mit einem Schwertstreich. Samt seiner Burg nimmt er aber immer ein Ende mit Schrecken. Er versinkt im Egelsee, meist mit Donnerkrachen, in einer Variante gerade in dem Augenblick, wo beim Festmahl ein Hoch auf seine letzte Gemeinheit ausbrach. — Ist der See besonders klar, dann kann man tief unten die Ziegel des versunkenen Schlosses erkennen. Der Vogt und seine Hunde geistern noch immer in der Gegend. Gelegentlich versperren sie einem Wanderer den Weg.

GLANZENBERG

Der Chronist Stumpf überliefert die Einnahme des Städtchens durch die Zürcher mit Hilfe von Rudolf von Habsburg folgendermaßen:

«Vor dem dorff Dietickon über auff der rechten seyten an der Lindmat / ist gestanden das stättle Glanzenberg (der platz wirt diser zeyt Lantzenrein geheißē) hat den Freyherren von Regensperg gehört. In dem krieg wider herr Vlrichen von Regensberg / Anno dom. 1268 habend die Zürycher dise statt also erobert. Graff Rudolph von Habspurg / der Zürycher hauptmann / verbarg sich mit zeüg bey der statt in eyn Eychholtz an eynem morgen frü.

Darneben schickten die Zürcher etliche schiff das wasser ab / als wöltind sy gen Basel faren / darinn lagend vil vassz voll bewaaffneter leüten verborgen. Als die neben das stettle Glantzenberg kamend / hinder ein rhein / da man sy auß der statt nitt gesähen mocht / fiengend sy an schreyen / vnnd den plunder auß den schiffen werfen. Den sahend die feynd dz wasser abfließen / eylted on alle fürsorg auß der statt / der meinung / die schiff wärint

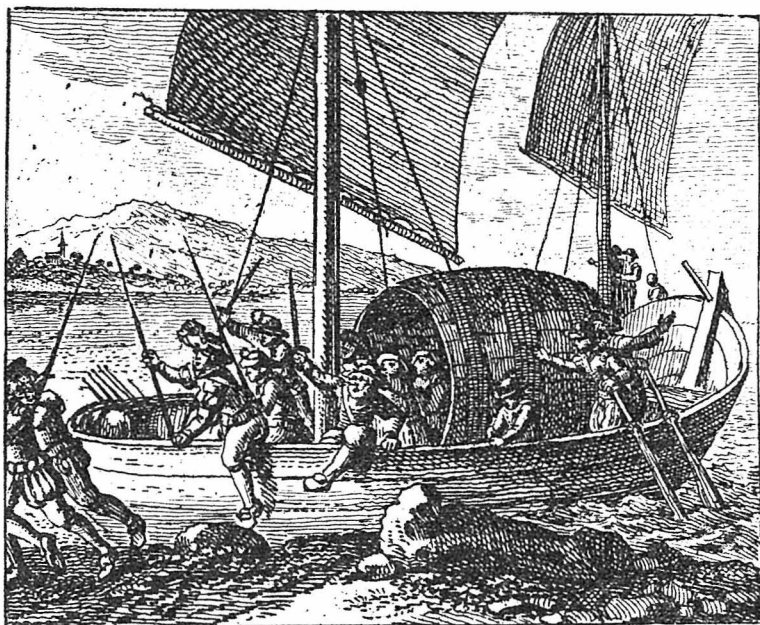


Abb. 1. Glanzenberg, Schiff der Zürcher, nach einem Stich von J. R. Schellenberg.

gebrochen oder vndergangen / vnd wöltind (als hievor beschehen) die be-
rauben. Aber die bewaapneten Zürcher hattend sich darzwüschend auß den
vassen gethon / vnn hinder den rhein in gute ordnung auff yren vorteil zu
weer gestelt. Darmit gieng der Lärma in die statt / vnd lüff mencklich hinauß
den yren zehelffen: darzwüschend ward ynen die statt durch Graaff Rudolphen
abgeeylt / geplündert / vnd in grund zerstört. Vier Glocken wurdend darauß
gen Zürych gefürt / eine gen Zollickon / eine zum Augustinern / eine zu
S. Peter / vnn eine zum Münster auff den Chor gehenckt. Die selbig auff
dem Münster ist hernach im jar 1499 am 15. tag Juniy sampt dem Thürnle
verbrunnen.»

Neuere Forschungen durch den verstorbenen Prof. Dr. Paul Kläui haben
ergeben, daß die Zerstörung von Glanzenberg bereits im Jahre 1267 geschah.
Nach der Sage soll die Kirche zu Weiningen aus den Steinen erbaut sein,
die sie im zerstörten Städtchen Glanzenberg geholt.

RUDOLF VON HABSBURG

In der Kirche des Frauenklosters Fahr sieht man auf der linken Seite des den Psallierchor der Nonnen tragenden Bogens ein barockes Gemälde aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Es zeigt in der Mitte eine Klosterfrau mit pathetisch erhobenen Armen und erleuchtetem Antlitz, links von ihr und etwas tiefer einen ihr zuhörenden Edelmann mit auffällig großer Hakennase, wie sie bekanntlich das Gesicht des 1273 zum deutschen König gewählten Grafen Rudolf von Habsburg zierte. Das Bild stellt denn auch eine alte Überlieferung dar, die diesen großen Mann in Verbindung mit dem stillen Frauenklösterchen bringt. Die Überlieferung geht auf den bekannten Humanist Albrecht von Bonstetten zurück, der in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts nachfolgende Sage überliefert.

Bevor König Rudolf mit Krone und Szepter geschmückt war, hat er, als gewöhnlicher Graf, die Hauptmannschaft der Zürcher, welche vorher der stolze Freiherr von Regensberg als unter seiner Würde erachtet, nicht verschmäht und sich derselben nicht geschämt. Als er nun einmal an einem Regentage aus dem Aargau von seiner Burg nach Zürich zog, da traf er auf einen Priester, der, irgendwo in der Nachbarschaft hausend, mit dem Sakrament auf der ganz schlüpfrigen Straße unterwegs war. Ihn erblickend sprang der Graf und nachmaliger König vom Pferde, auf dem er saß, in den Kot auf den Boden und sprach nach erzeugter Ehrfurcht voller Liebeshwürdigkeit zu ihm: «Höre bitte, Priester! Ich will nicht viel von dir: Hier, nimm das Pferd, das ich geritten habe, mit seiner ganzen Ausrüstung und halte es in Ehren, damit künftig, wenn du unseren Schöpfer, gemeinsamen Richter und Vergeber der Sünden, auf diesen schlammigen Wegen deinen Pfarrkindern teilhaftig machen willst, du reiten kannst. Es schickt sich nicht, daß der Schöpfer der Welt und Erlöser des menschlichen Geschlechts und du als sein Diener so beschwerlich zu Fuße gehe. Ich aber bin ein großer Sünder.» Er bestieg ein anderes Pferd, auf dem hinter ihm sein Knappe gehalten hatte. Der Priester aber, mit demütigem Danke für das kostbare Geschenk und die hochherzige Handlung, zog, seines Amtes waltend, weiter. Als er dann, zu seinem Schlosse zurückzukehren, auf der Straße jenseits der Limmat zum Kloster Fahr kam, um dort eine sehr fromme Nonne aus seiner Verwandtschaft zu besuchen, da kam ihm diese, kaum daß er den Klosterbereich betrat, entgegen und sprach mit zu den Gestirnen aufgehobenen Händen: «Sei auf ewig gesegnet, o Held und liebster Verwandter! Und gesegnet sei von Geschlecht zu Geschlecht deine Nachkommenschaft!» — «Warum sagst du solches?» fragte Rudolf, «ich glaube, du phantasierst.» Sie aber versetzte: «Du weißt, daß du dem armen Priester dein Pferd gegeben hast, damit auf ihm der Leib des Herrn getragen werde. Nun hält der höchste und größte Gott, der milde Belohner alles Guten, deine Opfergabe für so dankenswert, daß er dich und deine Kindeskinde für alle Zeiten mit herrlichen Fürstentümern beschenken will, und du wirst in kurzer Zeit zum größten König gekrönt werden. Dies hast du durch deine Freigebigkeit

und Demut verdient.» Nicht lange darauf wird Rudolf zum König erwählt, gesalbt und herrlich gekrönt.

Nach einer anderen Fassung von Aegidius Tschudi in seiner in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts verfaßten Eidgenössischen Chronik wird das Begebnis ins Jahr 1266 gesetzt. Rudolf von Habsburg habe sich eines Tages auf der Jagd befunden und habe einen Priester getroffen, der das hoch-



Abb. 2. Klosterkirche Fahr. Die Rudolf von Habsburg weissagende Nonne.

würdige Sakrament zu einem Kranken tragen wollte, aber den Steg an einem hochgeschwollenen Fließchen — es soll die Reppisch gewesen sein — weggeschwemmt fand und nun die Schuhe ausziehen wollte, um durch das Wasser zu waten. Da hieß ihn der Graf auf sein Pferd sitzen und so zu dem Kranken eilen. Nach der Rückkehr brachte der Priester selbst das Pferd dem Grafen mit vielem Dank zurück. Dieser aber sprach: «Da sei Gott vor, daß ich oder einer meiner Diener das Pferd beschreite, das meinen Herrn und Schöpfer getragen! Wenn Ihr es nicht selbst behalten wollt, so gebraucht es zum Gottesdienst; denn ich habe es dem gegeben, von dem ich Leib, Ehr' und Gut zu Lehen trage.» Jener Priester wurde dann Kaplan des Erz-

bischofs und Kurfürsten von Mainz und hat ihm und anderen Großen von der Tugend und Mannheit des Grafen Rudolf so viel zu berichten gewußt, daß sein Name im ganzen Reich ruhmwürdig und so bekannt wurde, daß er hernach zum Römischen König erwählt wurde.

Es erheben aber auch andere Orte Anspruch auf den Platz dieser Sage. Einmal soll sie sich im Tößtal begeben haben, anderseits erhebt die Gemeinde Meggen ebenfalls Anspruch für ihr Gebiet. Im alten Beinhaus neben der Pfarrkirche Meggen hing einst ein altes Gemälde, das folgende Inschrift trug:

Stand, Leser, still: mit wenig Wort
Betracht dieses Gemäld und Lehre:
Wie Habsburg Graf an diesem Ort
So Gott als Priester ehre:
Syn Pfert gitt dem Pfarr
Und machett jn ryten,
Empfang zum Lon
Die Kaiserkron in kurzerlebten Zyten.»

Das Gemälde ist heute verschollen, niemand weiß wohin. Im Jahre 1833 wurde von einem gewissen Maler Bucher aus Sins (Aargau) ein neues gemalt, das sich jetzt über dem Vorzeichen der Pfarrkirche Meggen befindet. Es behandelt die Sage vom Grafen Rudolf von Habsburg in der bekannten Überlieferung, nur daß der Schauplatz in die Au bei Meggen verlegt wird.

GRENZEN

Der Wald im Röhrenmoos

Es wird erzählt, die Dietikoner Gemeindegrenze im Röhrenmoos sei durch einen lustigen Zufall so eigenartig geworden, daß jetzt ein großer Waldzipfel im Spreitenbacher Gebiet unbegreiflicherweise zu Dietikon gehört. Nach der Franzosenzeit habe niemand mehr gewußt, welcher Gemeinde eigentlich der Wald gehöre. Die Gemeinderäte hätten sich zusammengesetzt und in guter Stimmung den Wald ausgejaßt, wobei die Dietikoner gewannen.

«Usgmarchet»

In der alten Zeit wohnte im «Herweg» einer, dem es niemand recht machen konnte. Joggeli Weber hieß er und hatte, seiner Natur entsprechend, beständig Streit mit der Niederurdorfer Behörde. Er scheint entweder ein recht

unbequemer Umstürzler und Neuerer gewesen zu sein oder dann ein eigensinniger Querkopf, der sich in keine der behördlichen Anordnungen zu fügen vermochte. Ein Streit löste den anderen ab, ja schon bevor ein Handel abgeschlossen war, hatte Joggeli wieder einen neuen Prozeß begonnen. Mit ihm war auf die Dauer einfach nicht auszukommen, was der Urdorfer Gemeinderat auch endlich einsehen mußte.

In einer Sitzung wurde daher beschlossen, den unbequemen Bürger los zu werden. Da Joggelis Gut hart an der Gemeindegrenze lag, kam einer der Ratsherren auf den Gedanken, den unbequemen Wirt samt seinem Gasthaus durch die Abänderung des Grenzverlaufs auszubürgern. Das wurde zum Beschluß, und schon am folgenden Tag wurden die Grenzmarken versetzt, so, daß Joggelis Wirtschaft nicht mehr zu Urdorf gehörte! Daraus erklärt sich der eigenartige Grenzverlauf zwischen der Vogelau und dem «Herweg».

Joggeli war also «usgemarket» und hatte in Urdorf nichts mehr zu suchen; er gehörte nun zu Dietikon. Auch hier scheint es ihm nicht sonderlich gefallen zu haben. Doch das bekümmerte die Urdorfer wenig. Sie mußten aber bald bemerken, daß sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatten, denn dieser verkaufte sein ganzes Gut samt der Herberge und siedelte sich neuerdings in Urdorf an, mitten in der Gemeinde, wo er sich ein Häuslein gebaut hatte und nun eine Bäckerei betrieb. Joggeli freute sich seiner List, denn von hier konnten sie ihn wahrhaftig nicht vertreiben!

Der Geisterschachen

Im fruchtbaren Limmattal, das sich als ein besonderes Lieblingsplätzchen des Herrgotts zwischen zwei schützenden Bergzügen ausbreitet, lagen einst zwei stattliche Bauernhöfe. Beide ernährten die auf den Gütern lebenden Familien schon seit urdenklichen Zeiten. Durch Erbschaft und Heirat war indessen im Lauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte der Grenzverlauf zwischen den beiden Gütern ziemlich kompliziert geworden. Die vielfach vom Land des einen ins Gut des anderen vorspringenden Gebiete, all die Stelzen und Dreiecke, hatten schon öfters zu Grenzstreitigkeiten geführt, wodurch sich die beiden Familien mehr und mehr verfeindeten.

Wieder einmal hatte ein kleines Mißverständnis zu einem ärgerlichen Wortwechsel zwischen den Nachbarn geführt. Da beschloß der eine in seiner Wut, nachts einen im sumpfigen Schachen verborgenen und nur ihm allein bekannten Grenzstein zu versetzen. Der Nachbar bemerkte nichts. Dadurch ermutigt, wagte es der Bösewicht, nach und nach noch weitere, bedeutend weniger harmlose Grenzsteine zu seinen Gunsten zu versetzen. Nach Jahren, als im Schachen das Holz gefällt werden sollte, entdeckte der betrogene Nachbar viel zu spät das Geschehene. Doch da die Steine längst wieder von Moos und Gestrüpp überwuchert waren, gewann der Missetäter den gegen ihn eingeleiteten Prozeß; der ohnehin schon Geschädigte wurde durch die unmenschlichen Prozeßkosten, die er als Verlierer zu tragen hatte, völlig

ruiniert; er verarmte und starb im Kummer über die Ungerechtigkeit dieser Welt.

Der reiche Nachbar indessen, der die Grenzsteine versetzt und einen ansehnlichen Teil der vom Nachbar bezahlten Summen eingesackt hatte, litt mehr und mehr unter seiner Tat. Je angesehener er wurde, um so weniger wagte er es, seine Missetat zu bekennen. Seine immer häufiger werdenden schlaflosen Nächte verbrachte er im Schachen, wo er die Grenzsteine, Stück um Stück, an ihren ursprünglichen Platz zurückversetzte. Er starb jedoch, bevor er mit dieser Arbeit fertig werden konnte.

Die Gegend im Schachen ist heute noch gefürchtet. Viele haben dort nachts einen einsamen, feurigen Mann arbeiten sehen.

Eines Tages fuhr ein Bauer durch den Schachen von Dietikon nach Spreitenbach. Da scheute plötzlich sein Pferd und wollte keinen Schritt mehr weiter. Als auch Schläge nichts mehr nützten, sah sich der Bauer nach Hilfe um und gewahrte an einer riesigen Tanne ein schneeweißes Totengerippe. Der Bauer erschrack; kalt und heiß lief's ihm über den Rücken, und sein Atem stockte. Auch als er mit der Peitsche nach der grauenhaften Erscheinung schlug, blieb sie stehen. Da bekam es der Bauer erst recht mit Angst und Entsetzen zu tun; er wollte davonlaufen, konnte aber nicht von der Stelle kommen. Der Geist sagte mit hohler Stimme, die wie fernes Donnerrollen klang: «Auf diesem Gut habe ich vor vielen hundert Jahren die Grenzsteine versetzt und dadurch meinen Nachbar ums Leben gebracht. Lebend konnte ich meine Schandtaten nicht wieder gutmachen. Ich kann aber durch einen Bauern der Gegend erlöst werden, wenn er das tut, was ich hätte tun sollen. Ich frage dich: Bist du bereit, einen Drittel deines Gutes dem armen Nachbarn zu geben? Sag' schnell ja, bevor es zu spät ist, denn in wenigen Augenblicken ist meine Zeit um, und ich muß wieder hundert Jahre warten, bis ich einen Bauern um diesen Liebesdienst bitten darf.» Da das Menschengeschlecht von Natur habsüchtig und geizig ist, konnte das Gute im Bauern nicht sogleich hervordringen. Da schlug aus dem heiteren Himmel der Blitz neben der Gestalt in der Tanne ein, und verschwunden war der ganze Spuk.

Die Gemeindegrenze im Bärenthal

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, berichtet die Sage, lagen die Gemeinden Altstetten und Schlieren im Streit über die Gemeindegrenze im Bärenthal, einem Waldstück zwischen beiden Dörfern. Die Sache kam vors Gericht, und dieses ließ es auf einen Eid der beidseitigen Zeugen ankommen. Die Verhandlung fand auf dem strittigen Platz statt. Da trat ein Altstetter, einer der ältesten Bürger, vor, steckte eine Stange in die Erde und schwur: «So wahr ein Schöpfer und ein Richter über mir ist, geht die March hier durch!» Gestützt auf die eidliche Beteuerung fiel der Urteilspruch zugunsten der Altstetter aus. Der Altstetter aber hatte einen Schöpflöffel und einen

Kamm unter seinem Hut verborgen gehabt und also einen falschen Eid geschworen.

Die Strafe blieb nicht aus. Der Mann starb kurz darauf, und nach seinem Tode hörte man an jener Stelle im Bärental rufen: «Graad — graad!» Dieser Ruf war jahrzehntelang hörbar. — Der Geist wollte mit diesem Ruf andeuten, daß die Grenze von Rechtes wegen gerade verlaufen sollte.

Unterirdische Gänge

Von der Burg Schönenwerd führte in alten Zeiten ein unterirdischer Gang unter der Limmat hindurch zum gegenüberliegenden Schloß Glanzenberg. Durch ihn verkehrten die beiden Rittergeschlechter miteinander.

Ein weiterer unterirdischer Gang soll von der Burg Schönenwerd gegen Urdorf verlaufen sein.

In Urdorf heißt ein Haus «Zum Kloster», weil früher an der Stelle ein Kloster stand. Man erzählt, von hier aus führe ein unterirdischer Gang ins Reppischtal, dorthin, wo früher eine Kirche war, heute aber ein stattliches Bauernhaus steht.

Ein weiterer unterirdischer Gang soll von Gwinden nach der Burg Schönenwerd geführt haben. In Gwinden ist nämlich unterhalb der Burgstelle der Erdboden mehrmals eigentümlich eingesunken, so daß der Boden immer wieder ausgeebnet, das Eingesunkene aufgefüllt werden mußte.

Am nördlichen Saume des Dorfes Kindhausen liegt das Haus «Zum Kloster», vermutlich ehemals ein Meierhof vom Kloster Wettingen. Mit diesem Ort hat es seine besondere Bewandnis. Ältere Leute bringen vorab sein Erdgeschoß mit einem Geisterzug aus dem «Teufelsloch» in Verbindung, der sich vorzüglich den im «Frauen Fasten Geborenen» (13. Dezember) zeigen soll. Dieses «Teufelsloch» ist eine während der letzten Aktivdienstzeit leider eingegangene Höhle. Gerold Meyer von Knonau berichtet in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wie folgt von ihr: «Eine halbe Stunde südwestlich vom Dorfe Dietikon gibt es auf dem Hasenberg eine Höhle, die am Eingange kaum so hoch ist, daß man hineinkriechen kann, allmählich aber sich bis auf Manneshöhe erweitert. Sie geht schon vom Eingang an abwärts.» Der Chronist fährt fort: «Nach der Sage des Volkes ist diese Höhle der Ein- und Ausgang des Teufels in die Hölle und führt deswegen den Namen «Teufelsloch». Wie anderwärts auch in Erfahrung gebracht werden konnte, herrschte über diesen dunklen Ort auch die Meinung, es hätte von hier aus ein unterirdischer Gang zum sagenumwobenen Schlosse «Bauernweh» bestanden. Sicher ist nur, daß heute von diesem okkulten Wesen einzig eine kiesgruben-

ähnliche Bruchstelle mit der Inschrift «Internes Pol. 1941 Sennhof 202 P. A 6 (KR)» verblieben ist.

Der Hausgeist in Dietikon

Im Haus Nummer 21 an der Oberen Reppischstraße, dort, wo der Kindergarten untergebracht ist, soll es früher gegeistert haben. Der Geist wurde von einem Kapuziner in ein Fläschchen gebannt, das heute noch im Hause versteckt sein soll.

Der Pintenwirt von Urdorf

In Urdorf lebte einst ein boshafter Wirt, der das halbe Dorf um Geld und Gut gebracht haben soll. Mehr und mehr plagte ihn aber das Gewissen, zuletzt dermaßen, daß er sich eines Tages im Hohneret erhängte. Kinder, die zwischen Neujahr und Fastnacht geboren sind und darum mehr sehen sollen als andere Leute, können das Totengerippe heute noch sehen.

Gigelibode

Im Guggenbühlholz ist eine sumpfige Stelle, wo zwischen Tannen nur Gestrüpp und giftiges Unkraut wächst. Da drinnen ist einst ein tyrannischer Vogt versunken, als er, neue blutige Schandtaten ausheckend, in seiner schweren Rüstung einsam durch den Wald ritt.

Der «Giigepeter»

Im «Fondli», wo ein schönes Bauernhaus steht, das heute der Gemeinde gehört, stand vor Zeiten ein recht armseliges Hüttlein. Darin hauste ein bettelarmer Musikant namens Peter, der mehr als ein Dutzend bleiche Kinder und nichts für sie zu essen hatte. Peter, der zu keiner rechten Arbeit geschickt war, verstand aber sein Violinspiel wie kein Zweiter im ganzen Limmattal. Er wußte auch, wie sehr sich seine Kinder freuten, wenn er lustige Lieder fidelte oder übermütige Tänze aufspielte. Deshalb fragte er die Kinder oft zur Mittagsstunde: «Wänd er Brot oder muen i giige?» Ohne die Antwort der Hungrigen abzuwarten, begann er dann mit den Worten: «Ja, i tuen eu giige!» sein altes Instrument auszupacken. So konnte er Brot sparen.

Von ihm wird weiter erzählt, er sei mit einer dreibeinigen Geiß im Land herumgezogen. Auf der Kirchweih, bei Hochzeits- und Tauffesten spielte er zum Tanze auf, spielte, bis selbst auch die Geiß zu tanzen begann, was dann immer ein großes Vergnügen für die Zuschauer war!

Die Hasenfrau in Fahr

Der Abt von Einsiedeln war im Kloster Fahr erschienen, das seiner Aufsicht unterstand. Über Tisch erzählte ihm der Kloster-Beichtvater von einem Hasen, der allen Jägern der Umgegend in den Schuß laufe und gleichwohl noch nie habe getroffen werden können. Der Abt entschloß sich alsbald zu einem Jagdgang, aber als ein gelehrter Mann lud er die Flinte vorher mit etwas Gesegnetem. Auch wenn der Jäger Osterkohlen vom Osterfeuer, am Karsamstag am Kirchhof angezündet, im Flintenkolben mit sich trägt, so kann ihm die Begegnung mit der «Hasenfrau» keinen Schaden tun. Draußen am Stand erschien ein übergroßer Hase, neckte und hänselte. Ein Schuß — und er lag tot da.

Da die Jagdgesellschaft heimkam, war im ersten Hause beim Kloster großer Lärm. In dem Augenblicke, da der Schuß gefallen war, war hier eine Frau tot umgesunken, die bei den Leuten die Hasenfrau geheißen hatte. Man hatte große Mühe, dem Abt den Unfall zu verbergen.

Die Schlange zu Weiningen

Bei Weiningen hat man im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine schön gefärbte, schlangenförmige Bestie gesehen mit einem Katzenkopf und einem Busch.

WEININGEN

«Dr Brünig Maa»

Die Großmutter der Frau Hintermann stammte von Dällikon. Diese überlieferte ihrer Tochter nachfolgendes Erlebnis.

Als sie einmal spät nachts von Dällikon nach Weiningen heimkehrte, wurde sie vom «Brünig Maa» verfolgt. Sie erreichte noch die Haustüre, konnte sie zuschlagen und war gerettet. Dieser polterte mit seinen Händen an die Türe, bis er seine Ergebnislosigkeit einsah. Am anderen Morgen sah man außen an der Haustüre den Abdruck einer Hand eingebrannt.

Der «Wellbrigtüfel»

Wer nachts spät von Geroldswil nach Weiningen heimkehrte, dem erschien öfters der «Wellbrigtüfel». Einmal geschah es einem späten Heimkehrer, daß ihm plötzlich ein schwarzer Mann erschien, der zu ihm sagte: «Grüezi, Tempelkarli!» Als er sich umsah, sah er nur einen schwarzen Hund.

Andere Männer soll er gestoßen und in den Straßengraben befördert haben.

KINDHAUSEN

«Guggehürlistei» beim Egelsee (Landeskarte 1:25 000, 669750/249400)

Im Abrutschgebiet des Heitersberg-Grates, östlich vom Schloßrain beim Egelsee, liegt im Auslauf des Abrutsches ein Block aus Nagelfluh von drei Metern Höhe und je vier Metern Seitenlänge. Unterhalb liegen noch einige kleinere Brocken. Der Name weist auf einen prähistorischen Kultplatz hin. Vermutlich wurde früher «Guggehürlistei» gesagt, was den Standort vom Kuckuck bedeuten würde. In der Sage wird erzählt, daß die Hebamme im Oberen Schönenberg den Kindern sagte, daß sie die neugeborenen Kindlein hier hole, das heißt, daß der Storch hier nicht benötigt wurde.



Abb. 3. Kindhausen. «Guggehürlistei.»

OETWIL

Auf der Mühle an der Limmat betrieben die Gebrüder Schmid ihr Gewerbe und besaßen in ihrem Stall ein weißes Pferd, das an Schönheit weit

und breit nicht seinesgleichen hatte. Der Abt von Wettingen bot den Gebrüdern Schmid den ganzen Bickwald gegen das Pferd, doch ohne Erfolg. Dieser angebotene Tausch zeigt, wie tief der Wald in jener Zeit im Preise stand.

Der letzte Wolf

Im Grüt bei Oetwil erinnert noch heute die Gatterwies daran, daß hier ehemals eine Pferdeweide war, die dem reichen Bernet gehörte. Über nacht wurden die Pferde von der freien Weide in die Inhegi getrieben und ohne Aufsicht gelassen. Eines morgens seien nun die Pferde höchst aufgeregt im Dorf erschienen und kaum zu beruhigen gewesen sein. Man vermutete etwas Außergewöhnliches und begab sich ins Grüt. Dort sah man, daß die Pferde über den Hag entflohen waren. In der Weide selbst lag ein toter Wolf. Leicht erkannte man, daß er durch einen Hufschlag getötet worden war. Das soll sich ums Jahr 1800 zugetragen haben.

Im Spinnmütterli, an der Straße von Oetwil nach Würenlos, soll es früher gegeistert haben. Dem Großvater des Erzählers soll es noch passiert sein, daß er bei nächtlicher Heimkehr aus Würenlos im Spinnmütterli plötzlich vom Sturm erfaßt, ringsum gedreht und in den Graben geworfen wurde.

Das Jahr 1836 war allgemein ein Hungerjahr, und die Not im Oetwiler Unterdorf war so groß, daß man eine Deputation nach Zürich um Hilfe sandte. Diesen Abgeordneten wurde in der Stadt der Bescheid, daß man in Zürich keine solche Gemeinde kenne, sie sollten sich nach Aarau wenden, um Hilfe zu erhalten. Die Deputierten machten sich also auf den Weg nach Aarau, um dort ihr Gesuch zu stellen, wurden aber auch hier abgewiesen. Sie erhielten den Bescheid, Oetwil gehöre eben seit 1803 zum Kanton Zürich. Nach einem Schriftwechsel anerkannte Zürich seine Verbindlichkeit und lieferte unentgeltlich Korn für die Armen, das im Dorf gemahlen wurde.

URDORF

Das Kreuz an der Stubendecke

Herr E. Lips an der Bachstraße 2 erzählte, daß in der Wohnstube an der Decke sich heute noch ein rotes, nun übermaltes Kreuz befinde. Sein Urgroßvater war ein leidenschaftlicher Jasser, der aber immer verlor. Eines schönen Tages sagte er: «Der Tüfel soll mich holen, wenn ich je wieder jassen sollte.» Zur Mahnung malte er ein Kreuz an die Decke und soll auch Wort gehalten haben.

SITTEN UND GEBRÄUCHE

Schulsilvester

Es ist ein alter Brauch an den Zürcher Schulen, daß am Silvester beim Morgenrauschen mit viel Lärm und Geschrei das alte Jahr ausklingt. Schon um vier Uhr morgens treffen die Knaben und Mädchen mit Pfannendeckeln, Kuhglocken und andern Lärminstrumenten ein. Dann gehen sie in Rotten durch die Straßen, wobei neben dem Lärm noch allerlei Unfug getrieben wird. Viele Hausbesitzer müssen ihre Gartentürlein auf des Nachbarn Grundstück suchen. Selbstverständlich wird auch geraucht wie ein Bürstenbinder — und manches Gesichtlein lehnt später bleich an einem Gartenhag. Seit ungefähr einem Jahrzehnt wird auch der letzte Schultag in gleicher Weise abgeschlossen. Neuerdings ist auch der Schulsilvester motorisiert worden. Da werden ganze Serien von durchlochten Büchsen mit einer Schnur verbunden und hinten an das Velo angehängt. Die Wirkung ist erstaunlich und das Vergnügen des betreffenden Fahrers unbegrenzt. Auf die Klagen der Bevölkerung wurde von den Behörden der Schulsilvester mit Beginn auf morgens sechs Uhr angesetzt mit Rücksicht auf kranke und ruhebedürftige Leute. Vor etlichen Jahren unternahm es ein ideal gesinnter Lehrer, dem Schulsilvester eine neue Note zu geben. Die Schüler zogen singend von einem Haus zum andern und ernteten neben dem Beifall noch Geld und Naturalgaben. Leider ist es bei diesem Versuch geblieben.

Gautschfest der Jünger Gutenbergs

Der uralte Brauch des «Gautschens» wird in der Buchdruckerei des «Limmatalters» immer noch mit viel Liebe gepflegt. Dieser gefürchtete und doch so ersehnte Abschluß der Setzer- und Druckerlehrlings-Karriere wird beim Brunnen auf dem Kirchplatz ausgeführt. Kurz nach elf Uhr wird der angehende Kollege von den älteren Zunftgenossen überwältigt und, nach heftiger Gegenwehr des Täuflings, gefesselt. Die Rollen in diesem Spiel sind streng verteilt. Dem Gautschmeister obliegt die Leitung, wobei ihm der Schwammhalter und der erste und zweite Packer als unmittelbare Gehilfen zugeteilt sind. Die übrigen Betriebsangehörigen fungieren als Zeugen und Helfer in diesem reichlich nassen Ereignis.

Angeführt vom Haustrommler bewegt sich der kleine Zug zum Kirchplatz. Die Zeremonie beginnt mit dem Verlesen des Gautschbriefes, mit dem «jedermann kund und zu wissen getan wird, daß ein Jünger der wohlhochedlen Buchdruckerzunft die Wassertaufe erhalte». Diese wird vollzogen mit einem triefenden Schwamm und einem Kübel voll Wasser «für die durstige Seel». Unter dem Gelächter und Gekreische des zahlreichen Publikums landet der Gäutschling im Brunnenbecken. Heftig plantschend, wobei auch die am nächsten Stehenden ihren Spritzer abbekommen, kriecht er aus dem Wasser

und wird zur Aufnahme in die Zunft beglückwünscht und als vollwertiger Kollege begrüßt. Während sich der Gäutschling mit den früher irgendwo versteckten trockenen Kleidern umzieht, wiederholen seine Kameraden bei einem Hock «intern» ihr eigenes Gautschfest. Der Brauch will es, daß der Gäutschling die Zeche aus seinem ersten Zahltag als ausgelernter Buchdrucker begleicht.



Abb. 4. Dietikon. Gautschfest 1961 der Buchdruckerei Oscar Hummel.



Abb. 5. Dietikon. Gautschfest 1965 der Buchdruckerei Oscar Hummel.

Es mag an allen Sekundarschulen der Brauch herrschen, daß die Erstkläßler bei ihrem Eintritt erst nach einer gewissen rituellen Handlung in die Kameradschaft der Älteren aufgenommen werden. Der Brauch hat sich in Dietikon, mit oder ohne Wissen der Lehrer, überliefert. Wir haben im Jahre 1938 durch Sekundarlehrer Klenk darüber Erhebungen machen lassen. Lassen wir einige der Opfer ihre Erlebnisse selbst erzählen:

(H. F.) Schon in der ersten Woche, die wir in der Sekundarschule verbrachten, begannen die Schüler der zweiten und dritten Klasse ein grobes Spiel, das «Strecken».

In den ersten Tagen konnte ich mich flüchten. Aber dies nahm bald ein Ende. Als ich «gestreckt» war, ließen mich meine Bezwinger in den Dreck

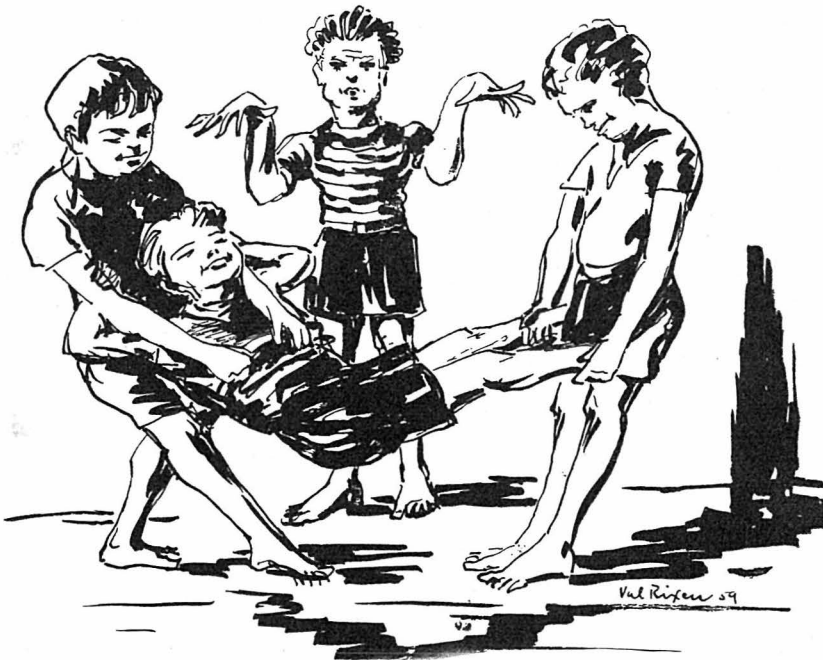


Abb. 6. Strecken, ein alter Brauch in Dietikon.

fallen und sagten: «So, jetzt bist du provisorisch Sekundarschüler, aber nach der Probezeit wirst du noch definitiv gestreckt.» Als die Probezeit ihrem Ende zuing, wurde mir angst und bange, und zwar nicht wegen des Zurückversetztwerdens! Diesmal wurden wir wieder, einer nach dem anderen, gefangen. Dann ließ man uns über eine Mauer hinunterhängen, so daß es uns die Haut von den Beinen wegschürfte. Aber Herr Klenk untersagte den Peinigern bald ihr grobes Spiel.

(*O. Sch.*) Schrill ertönte die Glocke, und wir stürmten die Treppe hinunter. Auf dem Schulhausplatz angelangt, ergreifen einige Knaben einen «Neuen». Da stürzte sich eine ganze Horde Knaben auf das Opfer, und der «Neue» ist bezwungen. «Je einer an einem Arm oder an einem Bein!» erschallt das Kommando. Sofort greifen Dutzende von Händen hinzu, und im nächsten Augenblick ertönt das bekräftigende «Ho-hopp! ho-hopp!» Nach etwa zehn Zügen ist der Sechstkläßler «lang genug» geworden, um als Sekundarschüler in unsere Mitte aufgenommen zu werden.

(*M. L.*) «Hopp,hopp! — Hopp, hopp!» tönte es letzthin laut vom Schulplatz her. Aha, die «Neuen» werden gestreckt. In mir erwachte die Erinnerung; ich sah deutlich vor Augen, wie es mir vor einem Jahr, zur Zeit der Aufnahme in die Sekundarschule, ergangen war.

Nichtsahnend war ich damals in der Pause die Treppe hinuntergestiegen. Schon an der Türe stürzte mir eine ganze Horde größerer, schreiender Knaben entgegen und nahm mich zum «Strecken» in Empfang. So billig sollten sie mich aber nicht erwischen. Ich schlug mit Händen und Füßen um mich, doch es nützte nicht viel. Ich wurde schließlich überwältigt und zur Treppe hingezerzt, die zum Velostand hinunterführt. Dort hängten mich meine Peiniger übers Geländer und schwingen mich hin und her, wie eine Glocke. Doch sie hatten noch nicht genug. Zwei mußten sich noch an meine Beine hängen, was schon weniger angenehm war. Endlich ließen sie mich ins «Grie» fallen — ich war Sekundarschüler.

Mittlerweile war auf dem Platze schon wieder ein Neuling gefangen worden. Ich sah gerade noch, wie das Opfer hoch im Bogen in das Gras flog. Natürlich lamentierte der Kleine, sagte, er werde die Kleider reinigen lassen usw. Einer nach dem andern erlitt das gleiche Schicksal, etlichen wurden sogar die Schuhe ausgezogen.

Soweit von den Knaben. Die Mädchen wurden früher unter dem Wasserhahn getauft. Das hatte zur Folge, daß sich viele Mädchen erkälteten, worauf diese Taufe untersagt wurde.

Mittefasten in Unterengstringen

Zürich feiert das Sechseuten und Unterengstringen Mittefasten. Beide Bräuche gehen in ihrem Ursprung auf die römisch-germanische Zeit zurück. Es sind Frühlingsfeste, wobei das Feuer die Auferstehung der Natur, die Wiederkehr der wärmespendenden Sonne, kurz, den Frühlingsbeginn symbolisiert. Das Schiffli oder Floß auf der Limmat soll die Flußgeister beschwören, Überschwemmungen zu verhüten und damit eine gute Ernte zu sichern. Wenn nach der Sage das Schiffli mit dem Feuer auf dem Fluß unbehelligt verschwindet, soll es ein gutes Jahr geben, strandet es aber bald, so ist ein Mißjahr zu erwarten. Das Lichtlein auf dem Schiffli hingegen bezeichnet den Zeitpunkt, wo der Handwerker das Öllämpli versorgt und nun wieder bei Tageslicht Feierabend macht.

Noch vor siebzig Jahren zündete man ein Feuer an, ohne Roost und Böögg, wie dies heute geschieht. Auch das Abbrennen von Feuerwerk war damals unbekannt. Dagegen waren auf dem Damm der Limmat groß und klein mit Kienfackeln in großer Zahl. Sie gaben dem Schifflein den Abschied. Beim Nachlassen des Feuers machte die ältere Dorfjugend Spiele um das Feuer. Während des Ersten Weltkrieges war der Brauch in Gefahr zu ver-

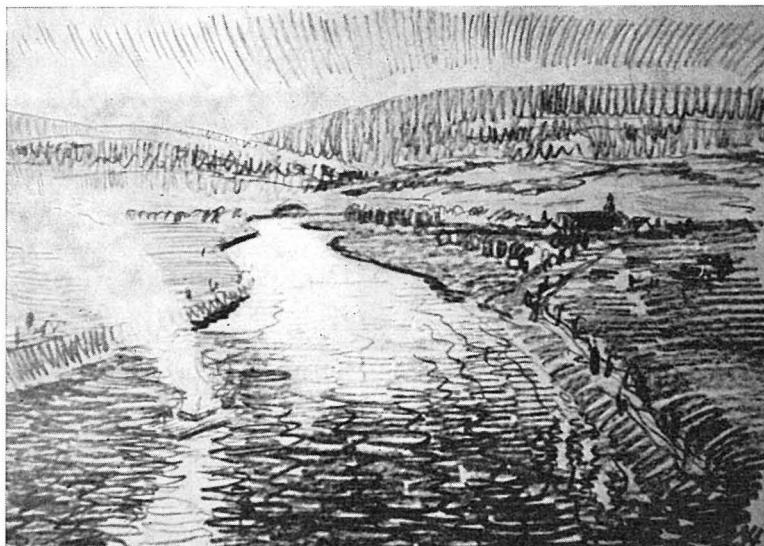


Abb. 7. Engstringen. Das brennende Schifflein auf der Limmat.

löschen. Immer haben sich jedoch einige Unentwegte gefunden, um das Aussterben zu verhindern. Heute besteht in der Gemeinde eine Kommission von drei Mann und ein Fonds von 2000 Franken zur Erhaltung alter Volksbräuche. Der Zins davon wird zur Verpflegung der beteiligten Jungmannschaft verwendet. Das durch die Sammlung erhaltene Geld ist bestimmt zum Ankauf von Feuerwerk. Den Höhepunkt der Feier bildet jeweils die Talfahrt vom brennenden Schiffli, das sich unter andächtiger Stille und Spannung des oft zu Hunderten erscheinenden Publikums vollzieht. Dieser Akt in seiner alten Schlichtheit soll in Zukunft als Kern des Brauches erhalten bleiben. Wie der Name schon betont, wird der Brauch in der Mitte der Fastenzeit, in der Zeit vom Aschermittwoch bis Ostern, gefeiert. In Unterengstringen wird Mittelefasten immer am dritten Sonntag nach der Bauernfasnacht gefeiert.

Am Vortag des Festes zieht die Jugend durch das Dorf und sammelt eifrig Holz. Der Festtag selbst wird um fünf Uhr mit dem Abbrennen von vier Petarden eröffnet. Viertelstündlich werden weitere abgebrannt. Auf dieses Zeichen hin sammeln sich die Knaben und Mädchen, denen heute ihr Tag

ist. Sie dürfen heute in aller Öffentlichkeit rauchen. Ihre Aufgabe ist es, das am Limmatufer aufgestapelte Holz und Reisig zu einem mächtigen Turm zu schichten. Den Höhepunkt bildet am Vormittag die Ankunft des Bööggs, der hoch zu Wagen herangeführt wird, eine überlebensgroße Puppe, in blauem Überkleid, großem Hut und einem Regenschirm in der Hand. Wenn der Böögg endlich auf dem Holzstoß thront, sind alle Vorbereitungen abgeschlossen. Eine Gruppe Buben hält Wache, selbstverständlich rauchend, denn es ist gar zu verlockend für eine ruchlose Bubenhand, den Böögg vorzeitig ins Jenseits zu befördern. Inzwischen ist auch das Schiffli oder Floß, mit einer Kiste darauf, gefüllt mit stark brennbarem Material, von kundiger Hand erstellt, bereit.

Während die Buben sich auf ihre Art und Weise unterhalten, üben sich die Untereingstringer im Schießstand. Das Mitfestenschießen ist Tradition, das wieder seine besonderen Eigenheiten aufweist. Nachher kommt das Kartenspiel zu Ehren, denn an diesem Tag ist jedes andere Spiel verpönt. Dazu wird dem einheimischen Tropfen alle Ehre angetan und in gehobener Stimmung diskutiert und politisiert. Im Saal der alten Gaststätte zum «Eckstein» wird schon am Nachmittag, bis tief in die Nacht hinein, ja sogar bis zum Morgengrauen, getanzt. Der Höhepunkt liegt am Abend beim Einnachten, wo sich unzählige Schaulustige auf der Brücke und dem Limmatufer einfinden. Die Schützen marschieren mit Musik zum Schauplatz. Drei Kanonenschläge künden den letzten Akt an. Weit oben wird das Schifflein in Brand gesteckt und dem Lauf des Flusses übergeben. Am Ufer brennen einige mächtige Fackeln, während das Schifflein seinen Schicksalsweg zieht. Zu gleicher Zeit wird der Holzstoß angezündet. Allgemein wird Feuerwerk abgebrannt, Raketen steigen, Sonnenräder zischen, Frösche hüpfen und die bengalischen Zündhölzer der Kleinen beleuchten in magischer Pracht die Umgebung. Die Musik spielt unentwegt, bis schließlich unter dem Lachen und Johlen der Jugend der Böögg sich neigt und zusammensinkt. Der Winter ist gefallen, der Frühling zieht ein, und fern am Horizont verschwindet bei Glanzenberg das brennende Schifflein. Es ist heil durchgekommen; das Jahr wird gut werden.

Beim Wurstmahl der Metzgete in Oetwil kamen früher die Kinder und sangen das «Chrumbeilied».

«Chrumbei, gradbei,
Gemmer e Wurscht, so chan i hei,
Gemmer zwo, so bin i froh,
Gemmer drei, so sind er frei,
Gemmer sechs, so bin i z'friede,
Gemmer acht, so wuesch i guot Nacht,
Gemmer e halbi Lunge, so chan i druf hei gump,
Gemmer e halbi Siite, so chan i druf hei riite,
oder gemmer 's Schwänzli,
I mach i denn es Tänzli.»

Die Knabenschaften oder Knabenvereine

Der Zweck der Knabenschaften oder Knabenvereine war, die männliche ledige Jugend ab dem siebzehnten Altersjahr zusammenzufassen, um die gute alte Dorfsitte aufrecht zu erhalten. Sie waren neben dem Stillstand als halbamtliche Vereinigung maßgebend beteiligt, der Kirche zu helfen, der Sitten-



Abb. 8. Knabenverein Urdorf.

losigkeit den Kampf anzusagen. Sie überwachten die Liebschaften, die sich über das Dorf hinaus bewegten und waren später bei der Hochzeit weitgehend beteiligt. Der Meisterknabe oder der Herr am Stab, meist ein Junggeselle im vorgerückten Alter, hielt die Jugend unter strenger Aufsicht, die ihm unbedingt folgsam Respekt schuldete.

In Dietikon bestand nie ein Knabenverein, was sich vielleicht aus den kirchlichen Verhältnissen der Zugehörigkeit zum Kloster Wettingen erklären läßt.

Der Stillstand beider Konfessionen war wohl in der Lage, die Jugend und die Sittlichkeit zu überwachen.

In Urdorf wurde eine Knabenschaft erst im Jahre 1908 gegründet. Ob schon vorher eine solche bestanden hatte, ist nicht nachweisbar. Der Zweck weicht auch ganz von den Bestrebungen der alten Knabenvereine ab, indem Geselligkeit den Vorrang hat und nur nebenbei bei den Hochzeiten mitgewirkt



Abb. 9. Knabenverein Urdorf. Reise in die Dolomiten, 1949.

wird. Als Zweck des Vereins der Knabengesellschaft wird in Paragraph 1 bestimmt: «Die Knabengesellschaft bezweckt die Pflege gemütlicher Zusammenkünfte sowie die Vollführung von Reisen.» Die alte Überlieferung, bei Hochzeiten mitzuwirken, ist nicht in die Statuten aufgenommen worden, bildet aber heute noch durch das Hochzeitsschießen eine alte Zweckbestimmung. Wenn heute ein Knabe heiratet, so wird zur Hochzeit mit dem Kanönli (ein zweites zersprang beim Schießen) geschossen, ein Geschenk und die Hochzeitsphotographie verabreicht. In der Regel macht das Hochzeitspaar der Knabengesellschaft ein Geschenk. Übrigens beschränkt sich das Hochzeitsschießen noch auf alte Urdorfer Familien, die kein Geschenk, sondern nur die Photographie erhalten und zudem den Betrag von fünfzig Franken zu bezahlen haben.

Der Verein besteht aus Aktiv- und Passivmitgliedern. Jeder Jüngling, der sich eines unbescholtenen Lebenswandels erfreut, kann nach dem zurückgelegten siebzehnten Altersjahr aufgenommen werden. Nach acht Jahren Mitgliedschaft kann einer zum Freimitglied ernannt werden. Jährlich sind fünf obligatorische Versammlungen, inklusive der Generalversammlung, abzuhalten. Als Einnahmen sind fünf Franken Eintritts- und zwei Franken Aus-

trittsgeld, nebst dem Jahresbeitrag von vier Franken, zu entrichten. Zur Finanzierung von Auslandsreisen veranstaltet die Knabengesellschaft gelegentlich auch Dorffeste. Auf der Vereinsfahne ist eine bucklige Katze dargestellt, wohl zur Erinnerung an den früher üblichen «Katzenfraß» im Restaurant «Feldegg» am Silvester.

In Schlieren wurde der Knabenverein 1916 wegen Überfremdung der Gemeinde aufgelöst und ebenso in Weiningen bereits 1915. In Engstringen, wo sich der Knabenverein bereits 1542 urkundlich seiner Rechte, Lustbarkeiten und Gerechtigkeiten erfreute, ist heute nichts mehr vorhanden, bis an einen Zugbrief aus dem Jahre 1801, der sich noch auf ältere Dokumente stützt. Er ist in recht unbeholfener Schrift, bald spaßig oder ernsthaft, abgefaßt. Angefügt ist noch die Formel eines Hochzeitssegens für Neuvermählte. Nachfolgend das Dokument, ein wenig zur heutigen Lesart umgemodelt:

*Einzug Brief
für alle hiesige Knaben
in Engstringen
Anno 1801*

Geehrteste Freund, wie auch nachbenamte Herren, Herr Heichel Escher aus der schwäbischen Gemeinde von Zufiken, wie auch oberster Gouverneur von Rümlang, so auch Herr am Stab und Beisitz der Meister und Altvorsteher der Gemeinde haben sich einer besseren, nachdem sich Stöß und Spän zugetragen und viele Risse hätten können erfolgen, daß uns von unseren uralten Freiheiten, Lustbarkeiten und Gerechtigkeiten etwas könnte weggerissen und also in großen Gefahren gestanden. So haben wir uns eines Besseren bedacht und uns bei dem obersten Herren Sekretär gemeldet, um in unserem Kollegium der Sach nachgeschlagen und neun Mal die Ordnung durchgesehen und dabei klar befunden, was in unseren uralten Freiheiten und Gerechtigkeiten während Anno 1542 bekräftiget und bestätigt worden. Wenn sich aber ereignen würde, daß einer ein Gelächter aus unserem Brief machen würde, so solle der Herr am Stab ein achtsames Auge darauf haben und das Pfund um einen halben Gulden strafen die Jungfrau Braut insbesondere strafen, nämlich zum ersten 20 Stück Eier, zum zweiten 60 chüstige Bratwürst, zum dritten Mal ihr Jungfrauschaft darbietet, von dem Herr Hochzeiter gehört 5 Viertel vom Zehnten, der von den jeweiligen Knaben, der übrige Teil, welchen sie nicht geben kann, gehört dem Herr am Stab für sein achtsames Aug.

Folgt der Artikel, so wird den Hochzeiter angehen. Des sechsten daß wenn sich einer erfrechte in unsere Gebiete und Gerichte ein waing unterstehn, besonders wenn es nicht regnet, so solle er mit den Augen angesehen werde. Wäre es aber nächtlicherwise, so solle er gestraft werden. Sollte aber ein Fremdling einen Stich in unseren Jungfrauenbrust stechen, so solle er dem Recht nach gestraft werden, nämlich 99 Pfund von einem Ochs, 3 Tausen Wein mit 3 Viertel Brot. Die Braut aber 6 Wannen mit Nüssen, 3 lange

Säcke voll guten Willen und dem Herrn am Stab eine Schwinsblutwurst. Würde aber dieser nicht entrichtet oder mit Unwillen abgestattet werden, so würde man von dem Herrn am Stab einen Zugschein mit Recht fordern und würde in der Sache ein Zug erfolgen, es wäre dann, daß der fartigs Tag schon vorbei wäre. Alsdann hätte kein Zug mehr Platz. Weilen aber in teuren Zeiten sich viele über diese Rechte beschwert und nicht ein jeder hätte heiraten können, so hätte sich das menschlich Geschlecht verminderet und so haben wir regierende Knaben aus Guthaftigkeit dieses vorbeschrieben auf einen Teil gesetzt wie zuvor drei waren und haben am Stab gelobt. Zum besten kann ein freiwillig Herz nach Belieben geben, denn guter Wille ist besser denn geben.

Zur kurzen und dessen zu einer festen Urkund ist dieser Brief mit den Hochgeehrten und Unweisen Herren Heichel Escher nebst obersten Gouverneur von Rümlang, wie auch der Herr am Stab eines langen erbeten, daß er sein eigen Sekret und Siegel darauf trucken. So geschehen den 21. Oktober im Jahr da wenig Geld war zwischen Fasnacht und Eglisau als wo der Bach über den Hag lampet Anno eintausend Stockfisch siebenhundert Häring siebenzig Bratwürst und sieben Leberwürst.

Kanzlei Gießfaß ob dem Hahnbecki.

Wir wünschen auch dem neu angehenden Paar ehrbar Gottes Gnade und göttliche Leitung, welch getroffener Ehestand, seine Einpflanzung des Herrn, ihm zum Lab der Liebe. Gott gebe, daß ihr in guter Gesundheit Segen und Einigkeit und Liebe euer Leben kennt, bis ins späte Alter, das Gute von Gott genissen, was er fernerer Ehrleuten jederzeit gegeben hat. Er gebe euch den Glauben Abrahams, den Reichtum und Weisheit Salomons, die Geduld Jobs, die Gottesfurcht Daniels nach dem man wünscht Herzen Gottes. In Summa sie seien wie dies schon der ehrbar Zacharias und Elisabetha. Eure Kinder seien wie Ölzweige die nicht vertrocknen in der Sommerszeit. Wenn sie dem also nachgelebt, so werden sie dermalen einst im Reich des Himmels mit Abraham, Isak und Jakob zu sich sitzen und das Abendmahl essen. Es geschehe also. Amen.

Für die Gemeinden Oetwil und Geroldswil sind wir noch durch mündliche Überlieferung orientiert. Der Gewährsmann Arnold Bühler ist inzwischen verstorben. Um die Jahrhundertwende betätigte sich der Knabenverein mehr auf dem Gebiet der Ehevermittlung und Hochzeiten. Herr Dr. Jürg Fierz hat seinerzeit im «Tages-Anzeiger» veröffentlicht, was er noch vom Arnold Bühler in Erfahrung bringen konnte.

«Z' Licht ga»

Die Knabenvereine traten in Erscheinung, sobald bekannt wurde, daß jemand ernsthafte Absichten hatte, zu heiraten, zum Beispiel wenn ein junger Mann

eine Tochter des Dorfes («e hüratsfähigs Wibervolch») mehrere Male in dieser Absicht besucht hatte. Wie kam es überhaupt in alter Zeit zur Heirat? Sofern nicht etwa eine Krämerin (diese spielten manchmal die Rolle der Heiratsvermittlerinnen) zwei Junge zusammenbrachte, lernte man sich näher kennen beim Tanz, der jährlich vier- bis fünfmal öffentlich veranstaltet wurde, im «Löwen» oder in der «Linde» zu Weiningen oder im «Röbli» zu Würenlos. Hatte ein Bursche ein Mädchen einmal erkoren, so stattete er wohl an einem Sonntagnachmittag einen Besuch im Elternhaus seiner Liebsten ab, wobei man selbstverständlich nicht mit der Türe ins Haus fiel, das heißt direkt aufs Ziel zusteuerte, sondern mit allerlei Nebensächlichem begann. Man wollte fragen, ob eine Kuh feil sei usw. Gewöhnlich hatten die Alten dann schon das rechte Gefühl, was der junge Mann eigentlich wollte, und gaben auf seine regelmäßig eintreffende Frage, «ob er wider choo törfi», den rechten Bescheid. Sagten sie ja, so konnte der Bursche etwa in 14 Tagen zu einem neuen Besuch kommen, wobei die Alten selbstverständlich immer dabei waren (si wiiched nöd zur Stube-n-us); sagten sie nein, so konnte es der Werber kaum mehr riskieren, noch einmal vorzusprechen.

Bei wiederholten Besuchen mochte sich dann unversehens eine Delegation des Knabenvereins, etwa drei Mann stark, einfinden mit dem Ansinnen, man wolle zwar nicht stören, aber der angehende Hochzeiter wisse wohl, «was de Bruuch seig». Angenommen, ein auswärtiger Bursche habe ein Oetwiler Mädchen besucht, so hatte er den Knaben zehn Franken auszubezahlen, ansonst er damit rechnen mußte, auf dem Heimweg eine Tracht Prügel einzuheimsen. Später brachte der Knabenverein der angehenden Braut auch einen Spruch, der gewöhnlich eine Lithographie war, auf der zwei Engel dargestellt waren und wo in der Mitte ein erbaulicher Vers zu lesen war (solche Verse hängen da und dort noch in den Bauernstuben älterer Häuser), wofür ein Entgelt zu entrichten war, nämlich etwa dreißig Franken, die wiederum der Bräutigam bezahlte.

Das Brautfuder kommt an

Wenn ein Oetwiler Bursche eine Auswärtige heiratete und zu sich ins Dorf nahm, so war der erste Akt der Hochzeit die feierliche Ankunft des Brautfuders, eine gute Woche vor der Trauung. Zwei Fragen richtete die Knabenschaft jeweils Tage zuvor an den Hochzeiter: «Wänn chunnt 's Bruutfueder?» und «Wottscht gschosse ha?» Es habe nie einen Oetwiler gegeben, so berichtet unser Gewährsmann, der auf das Schießen des Knabenvereins verzichtet habe. Man schoß von einer Anhöhe herunter aus sechs Mörsern («Mörssel»), drei Serien, sobald das Fuder in Sicht kam, das bekanntlich aus allerlei Hausrat, Kasten und Bett, bestand, angeführt von einer eigens mitgebrachten Musik von zirka zehn Mann; sie wurden insgesamt mit fünfzig Franken für das Aufspielen entlohnt. Die Knaben kamen vom Berg her-

unter, sobald das Fuder vor dem Hause angekommen war, und anerbieten sich zur Hilfe beim Abladen, wofür ihnen Bauernbrot und Wein, so viel man brauchte, aufgestellt wurde. Die Hilfe wurde allerdings kaum je beansprucht, da die Braut gewöhnlich eigene Schreiner mitbrachte, die die Ware abluden und zusammensetzten.

Der große Tag

Am Hochzeitstag schossen die Knaben frühmorgens um halb fünf Uhr, eine halbe Stunde vor dem Betzeitläuten, noch einmal mit ihren Mörsern. Man nannte das «de Hochziiter zum Bett use schüüße». Es wurden achtzehn bis vierundzwanzig Schuß abgegeben, wofür die Knaben Wein, Schnaps und Eßwaren bekamen. Sie erschienen alle, und der Bräutigam hatte darum besorgt zu sein, «Fueter zue z'schleike». Etwa um halb neun Uhr versammelten sich die Leute des Hochzeiter, um den Brautzug abzuholen. Dieser Zug kam per Wagen oder zu Fuß, je nach Distanz, zuvorderst die Musik, dann die Kinder und, hatte man sich vereinigt, Braut und Trauzeugen zusammen sowie Bräutigam und Trauzeugin am Arm. Hinterher schritten die Ledigen und zuhinterst die Alten, zwischenhinein die Eltern von Braut und Bräutigam, wobei der Brautvater selbstverständlich nicht mit seiner eigenen Frau, sondern mit der Mutter des Bräutigams einherschritt und entsprechend umgekehrt. Nochmals wurde von den Knaben geschossen, bis der Zug im Dorf war, später nicht mehr. («Me wott d'Hochziit nöd zum Dorf use schüüße».) Es gab eine kräftige Morgensuppe mit Bratwurst; dann ging man «zum Zivil». Die Ziviltrauung fand im Hause des Zivilstandsbeamten, in der guten Stube, statt, die kirchliche Trauung in Weiningen. Nie sei eine Braut an einer Bauernhochzeit in Weiß gekommen, sagte unser Oetwiler («es hät nie e wißi Puurebruut gä»), sondern sie sei in schwarz dahergekommen wie der Bräutigam, in einem Kleid, das man später «für Freud und Leid» habe tragen und verwenden können. Früher, bis in die achtziger Jahre, kam man in der Tracht, noch früher im «Schäppli».

Das Mittagessen erfolgte — man bedenke nur den weiten Weg hin und zurück — gegen drei Uhr. Auf dem Rückwege von der Kirche kehrte man nicht ein; erst gegen Abend mochte man in die Wirtschaften gehen. Zum Tanzen und Wirten bei den Hochzeiten räumte man das Schulhaus aus und machte sich dort lustig. Die Knaben erschienen, ausgerüstet mit Tansen, «go Wii hole», der ihnen reichlich gespendet wurde. Auch Bratwürste wurden für die Knaben gekauft. Diese veranstalteten jeweils eine richtige «Fresete», wobei es — besonders bei den jüngeren — schwere Räusche absetzte. Bedenkt man, daß in dieser Verfassung noch etliche Schüsse aus den Mörsern gelöst wurden, so kann man das Gefährliche der Situation begreifen. Hier hatte der «Meisterchnab» scharf aufzupassen; er trug die Verantwortung, daß nichts passierte und nahm allfällige allzu Übermütige kräftig am Wickel.

Der «Samichlaus» in Dietikon

St. Nikolaustag ist am 6. Dezember und wurde früher in Dietikon nicht besonders gefeiert. In den Jahren um 1930 beschloß die Katholische Jungmannschaft, den alten Brauch wieder aufleben zu lassen. In der Folge besuchten auf Anmeldung der Bischof und seine beiden «Schmutzli» artige und unartige Kinder. Vor ungefähr acht Jahren wurde erstmals auch ein Empfang für den «Samichlaus» veranstaltet. Am späten Nachmittag stellt sich die Knabenmusik vor dem Guggenbühlwald auf und wartet, bis der Bischof und sein Gefolge aus dem Wald auftaucht. Mit frohem Spiel werden sie empfangen und zum Zelgliplatz geleitet. Dort hält der Bischof seine Ansprache an die Jugend, worauf seine «Schmutzli» den Kindern Naschwerk austeilten.



Abb. 10. Dietikon. Einzug vom «Samichlaus».

Die Fastnacht in Dietikon

In Dietikon wird die Herrenfastnacht gefeiert, am Sonntag vor Aschermittwoch, dagegen die umliegenden Gemeinden die Bauernfastnacht, am Sonntag nach dem Aschermittwoch. Die Ausnahme von Dietikon erklärt sich daraus, daß die Gemeinde bis 1803 unter dem Kloster Wettingen stand. Nach der Aufhebung des Klosters erhielt Dietikon die Anerkennung der katholischen Religion als Kirchgemeinde im Kanton Zürich.

Die Dietikoner Fastnacht war von alters her weitherum als großer Anlaß bekannt. Die Tanzveranstaltungen im Saal der «Krone», des «Ochsens» und



Abb. 11. Dietikon. Fastnacht Dietikon 1904 (Burenkrieg).



Abb. 12. Weiningen. Fastnachtsfeuer mit «Böögg».

des «Zentrals» zogen viel Volk in die Gemeinde. Noch mehr war der Umzug bekannt und beliebt, den die Dorfvereine veranstalteten und dazu viel Fronarbeit leisteten. Ein Hinweis bietet hiezu die Abbildung 11, wo im Jahre 1903 der Burenkrieg dargestellt wurde. Eine große Zahl Reiter fochten den Kampf im Zelgli nochmals aus. Später wurden mit Vorliebe politische Geschehen, vornehmlich der Gemeinde, mit viel Witz und Humor zum Anlaß einer Gruppe des Umzuges genommen. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Vereine nicht mehr in der Lage, mit Frondienst aufzuwarten, sondern

Bezahlung spielte immer mehr eine große Rolle. Die Umzüge verflachten, verloren ihre Anziehungskraft, so daß schließlich die Fastnachtskomitee sich auflösten und nun verschwunden sind. Zudem verschwanden die unrentablen Saalbetriebe, und heute fehlt nicht nur das Publikum, sondern auch die Akteure. Einige kleinere Anlässe sind der kümmerliche Rest der einst weit bekannten und gehaltvollen Fastnacht.

Zu erwähnen bleibt noch die Gemeinde Weiningen, wo in den früheren Jahren nicht nur ein Fastnachtsfeuer zusammengetragen, sondern sogar noch ein Böögg verbrannt wurde.

Chilbi in Dietikon

Kirchweih oder Chilbi feiert Dietikon am Sonntag nach Gallus, gewöhnlich der dritte Sonntag im Oktober. Sie geht in ihrem Ursprung auf das Jahr 1489 zurück. Am 30. April dieses Jahres weihte der Minderbruder aus Auftrag des Bischofs von Konstanz den neuen Altar an den Stufen in der Ehre des heiligen Kreuzes sowie der Heiligen Antonius (Bekenner), Sebastian,



Abb. 13. Dietikoner Chilbi 1949 auf der Spielwiese.

Agatha, Barbara und Agnes und bestimmte das jährliche Einweihungsfest auf Sonntag nach Kreuzauffindung; zugleich weihte er die Kirche wieder und reconcilierte die Altäre und den Friedhof. Unsere Chilbi wurde also im Jahre 1489 neu festgelegt, da das Gotteshaus, wahrscheinlich wegen Umbau oder Erweiterung, zeitweise dem Gottesdienst entfremdet worden war, die Altäre einer neuen Weihe bedurften.

Die Feier begann mit dem Gottesdienst am Morgen, der Nachmittag und der Montag waren der Unterhaltung und dem Vergnügen gewidmet. Die

weltliche Feier entartete im Lauf der Jahrhunderte, so daß sogar die Obrigkeit einschreiten mußte. Im Jahre 1680 war die Obrigkeit von Zürich gegen den Mißbrauch eingeschritten, indem sie dem Obervogt Locher der Vogtei Birmensdorf Befehl gaben, die Kilbinen in ihrem Gebiet zu verbieten. Trotzdem verschwanden die Kilbinen nicht und gehören heute zum kulturellen Leben der Gemeinde. An den ältesten Standort der Chilbi erinnert der Flurname «Kilbigacher», dort, wo im Jahre 1932 das alte Schulhaus mit einem Anbau erweitert wurde. Vor Jahrzehnten standen auf dem Löwen- und Kronenplatz eine «Rößliriiti», eine Schifflischaudel und ein bis zwei Stände mit den Leckerbissen für die Jugend. Mit der Zeit bildeten sich an den Chilbitagen schlechte Verhältnisse für den Verkehr, und so wurde der Chilbibetrieb kurzerhand auf die neu angelegte Spielwiese verlegt. Vor einigen Jahren wurde er wieder verlegt, und zwar auf den Zelgliplatz, der groß und günstig für den Vergnügungspark ist. Ebenso war es früher Tradition, daß am Chilbimontag die Feuerwehr ihre Hauptprobe abhielt. Nach getaner Arbeit zog das ganze Korps, mit der Musik voran, zur Entlassung auf den Schulhausplatz — und der Sold wurde vielfach auf dem Chilbiplatz vertan.

Fronleichnamsprozession in Dietikon

Da Dietikon jahrhundertlang unter der Herrschaft des Klosters Wettingen stand und in der Grafschaft Baden lag, ist es kirchlich in dieser Richtung orientiert. So blieb es auch nach der Zuteilung der Gemeinde zum Kanton

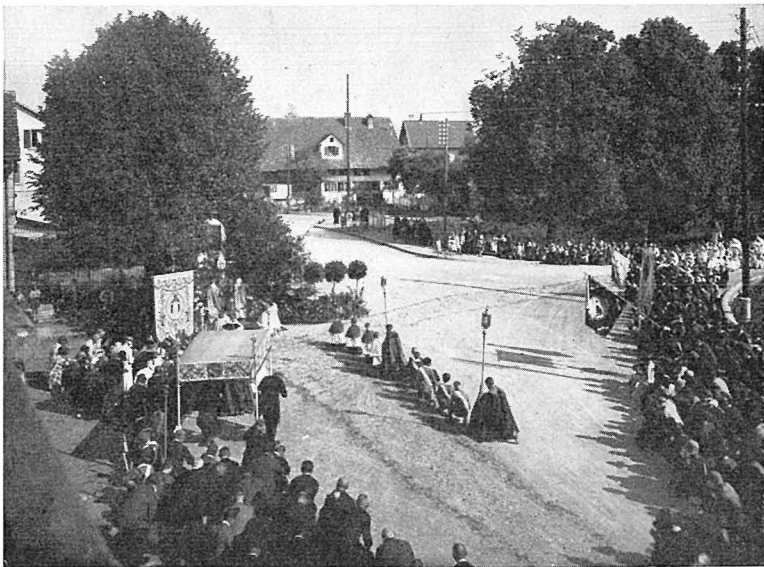


Abb. 14. Fronleichnamsprozession Dietikon, 1925.



Abb. 15. Fronleichnamsschießen Dietikon, 1966.

Zürich, im Jahre 1803, wohl die einzige im Zürcher Gebiet, wo die Fronleichnamsprozession früher und heute noch durch die öffentlichen Straßen durchgeführt wird. Zur Feier des Tages wird an der Weinbergstraße mit fünf Mörsern geschossen, vor Jahren bereits früh um vier Uhr, und heute ab sechs Uhr. Um halb acht Uhr verläßt die Prozession die Kirche, wobei Böllerschüsse ertönen und jeweils bei den vier Stationen sowie bei der Rückkehr in die Kirche. Früher hatten die Schützen mit der Prozession noch Sichtverbindung und wußten genau, wann wieder geschossen werden mußte. Bei der jetzigen Überbauung wird das Zeichen zu den Schützen mit einem Pistolenschuß gegeben. Noch zu erwähnen ist, daß der Musikverein mit seinen Weisen die Prozession anführt.

Bisher erschienen:

- 1948. «Landeskunde vom Limmattal», von Dr. H. Suter. (Vergriffen.)
- 1949. «Orts- und Flurnamen von Dietikon», von Karl Heid. (Vergriffen.)
- 1950. «Die öffentlichen Verkehrsbetriebe von Dietikon.»
I. Teil: Post, Telegraph, Telephon und Zoll; von Karl Heid.
- 1951. «Die öffentlichen Verkehrsbetriebe von Dietikon.»
II. Teil: Die Limmattal-Straßenbahn; von Karl Heid. (Vergriffen.)
- 1952. «Der Übergang der Franzosen über die Limmat am 25. September 1799»; von Robert Müller. (Vergriffen.)
- 1953. «Glanzenberg.» Bericht über die Ausgrabung von 1937 bis 1940; von Karl Heid.
- 1954. «Beiträge zur Dietikoner Dorfchronik. Erlebtes und Erlauschtes. Ein alter Dietikoner kramt seine Jugenderinnerungen aus»; von Jakob Grau.
- 1955. «Siedelungsgeschichte von Dietikon»; von Jakob Zollinger. (Vergriffen.)
- 1956. «Die Taverne zur Krone in Dietikon»; von Karl Heid. (Vergriffen.)
- 1957. «Hasenburg und Kindhausen, die Burgen am Hasenberg»; von Karl Heid. (Vergriffen.)
- 1958. «Geschichte der Waldungen von Dietikon»; von Karl Heid.
- 1959. «Der Weinbau im mittleren Limmattal»; von Rolf Buck.
- 1960. «Die Sekundarschule Dietikon-Urdorf»; von Karl Heid und Jakob Grau.
- 1961. «Hundert Jahre Wasserkraftnutzung der Limmat in Dietikon»; von H. Wüger.
«Zweiundvierzig Jahre Schuldienst in Dietikon»; von Elsa Schmid. (Vergriffen.)
- 1962. «Limmat und Reppisch»; von Karl Heid.
- 1963. «Das alte Gewerbe von Dietikon»; von Karl Heid.
- 1964. «Die Burg Schönenwerd bei Dietikon»; von Karl Heid.
- 1965. «Repertorium zur Urgeschichte Dietikon und Umgebung»; von Karl Heid.
- 1966. «Karl Heid zum 70. Geburtstag.» Festschrift (Verlag Stocker-Schmid, Dietikon).
- 1967. «Sagen, Sitten und Gebräuche Dietikon und Umgebung»; von Karl Heid.